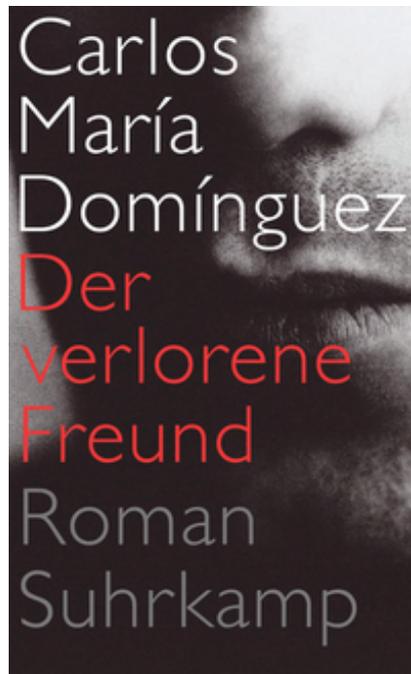


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Domínguez, Carlos María
Der verlorene Freund

Roman
Aus dem Spanischen von Susanne Lange

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42361-5

SV

Carlos María
Domínguez
Der verlorene
Freund

Aus dem Spanischen von
Susanne Lange

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *La breve muerte de Waldemar Hansen*
bei Literatura Mondadori, Buenos Aires.

Erste Auflage 2013
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2013
© Carlos María Domínguez 2013
Published by arrangement with
Guillermo Schavelzon & Assoc. Literary Agency
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518- 42361-5

Je großzügiger der menschliche Geist
desto empfindsamer ist er für die Scham.

Robert Burton *Anatomie der Melancholie*

Eins

Er trug den Namen seines deutschen Großvaters, eines Ingenieurs, der am Panamakanal mitgebaut, Marokkos Stromnetz entworfen und die englische Eisenbahn bis in Uruguays Norden gebracht hatte. Der Vater war bei der Handelsmarine gewesen und hatte als einer der ersten Offiziere seinen Fuß in die Antarktis gesetzt. Ob notgedrungen oder aus Schwäche, Waldemar Hansen wurde Notar. Beinahe hätte er geheiratet, sprang aber vor der Hochzeit ab und hielt von da an Liebe und Amtliches auseinander, hatte jedoch aus einer Beziehung in jungen Jahren eine Tochter. Er kümmerte sich um alles, was sie brauchte, bis Eva nach Italien zog, wo er sie alle zwei, drei Jahre besuchte, wenn er es sich leisten konnte, seine Ersparnisse für Reisen in Städte auszugeben, von denen er beladen mit erschwinglichen Kunstwerken zurückkehrte. Für Waldemar war die Kunst eine untrennbare Gefährtin des Geldes und dessen beste Rechtfertigung. In seiner Diele hing sogar ein Carlos Sáez. Er war bei Weitem kein Millionär, hatte nur ein gutes Auskommen, wohnte im fünften Stock über dem Bulevar España, besuchte Vernissagen,

Konzerte, Theaterpremierern und scheute keine Ausgaben, wenn seine Reisen in die Opernsaison fielen.

Ich hatte ihn in der Kanzlei des Anwalts kennengelernt, der mich bei meiner Scheidung vertrat, ein Büro in einem alten Haus in der Calle Rincón. Während wir beide im Vorzimmer warteten, faszinierte mich, wie versunken er Pierre Francastel las. Ich kannte dessen Buch über die figurative Malerei, doch er las die Studie zum Impressionismus, dort, auf dem Platz gleich neben der Tür, durch die man uns eben mitgeteilt hatte, dass sich unser Herr Anwalt verspäten würde. Er war um die sechzig, hatte große Hände, kräftige Schultern, doch in den Falten seines Gesichts, kantig und arglos, hielt sich hartnäckig etwas Kindliches. Damit ich nicht wegdöste, zählte ich erst die gedrechselten Windungen des Schreibtischbeins, ging dann zu den blauen Streifen des Stuhlpolsters über, zu den Blumen im Teppichmuster, den grünen Linien der Tapete, und als ich nichts mehr zum Zählen fand, sagte ich: »Ehe Castro kommt, hat sich einer von uns die Augen verdorben.«

Die von Hansen waren grau, er ließ das Buch sinken und blickte mich voll verständlicher Skepsis an. Aus Skepsis wurde Neugier, und aus Neugier wurden Scherze, mit denen wir einander vorstellten. Mir gefielen sein Humor und die Resignation, mit der er das Buch auf dem Schoß zuklappte. Was auch immer den Anwalt in der Stadt aufhielt, die geschenkte Zeit beförderte ein Gespräch über die Zerlegung des

Lichts, und eine halbe Stunde später vertauschten wir die bequemen Sessel im Wartezimmer mit den Hockern einer Bar, in der wir unsere Diskussion darüber fortsetzten, was für Absichten Monet mit seinem Garten in Giverny verfolgt hatte. Waldemar sprach bedächtig und nachdenklich, griff das eben Gehörte auf, gab ihm eine neue Richtung, und alles, was er sagte, war bedenkenswert. Ich begann, ihn regelmäßig zu besuchen, weil ich einen dieser einsamen Männer in ihm vermutete, die in Montevideo immer für Überraschungen gut sind. In Buenos Aires oder Paris wartet ein einsamer Mann darauf, dass ein Glücksfall sein Leben verändert. In Montevideo sammelt er Aschenbecher alter Hotels, kultiviert ein Faible für dänische Filme oder für Stalins Reden während des Zweiten Weltkriegs, einerlei, es soll der Fortbildung dienen und ist am Ende doch nur eine subtile Art des Verzichts. Bei Hansen war es die Kunst und ihre Rechtfertigung.

Unsere Treffen fanden immer bei ihm statt, wir bestellten Pizza, tranken ein paar Gläser und hörten Jazz. Er besaß eine ausgezeichnete Plattensammlung. Berufstätig war er nicht mehr, das wusste ich, ebenso, dass er nicht mehr länger die Trennung von einer Freundin beklagte. Er erwähnte eine Schwester, mit der er sich nicht verstand, und Schwierigkeiten beim Einschlafen, so dass er mich zum Bleiben drängte und oft Mittel fand, mich aufzuhalten. Seine Großzügigkeit war so überwältigend wie die Qualität

seines Whiskys und die Gewitztheit, mit der er dem Gespräch immer wieder eine unverhoffte Wendung gab.

Er zeigte mir Fotos von seiner Tochter, ebenso seinen Stolz, dass er für sie gesorgt hatte, trotz der Distanz, für die die Mutter verantwortlich gewesen war, die noch zweimal geheiratet und weitere Kinder bekommen hatte. Dunkelhaarig, mit markanter Nase und lebhaften Augen auf den Bildern, die sie mit fünf in einem Planschbecken zeigten, schwarz gekleidet mit fünfzehn oder sechzehn, das Haar rot gefärbt, die Nase gepierct, dann zusammen mit ihrem Mann und den Kindern in Rom, so dass man den Eindruck hatte, Eva habe zwei oder drei Leben gelebt und in allen in die Kamera gelächelt. Nach Hansens Worten war sie Englischübersetzerin und ihr Mann ein italienischer Zuhälterttyp, der mit Reisebüros zu tun hatte. Er war groß, gut aussehend, trug rechts ein funkelndes Armband, doch da mir die Fotos gleich wieder aus der Hand genommen wurden, vermied ich es, ihn in seiner Sorge zu bestärken. Ich weiß nicht, wie es zu unserem Einverständnis gekommen war, doch in den bequemen Chesterfield-Sesseln vor den offenen Balkontüren und den Ästen eines riesigen Tipubaums hörten wir Coltrane, Davis oder Ammons und waren uns einig, dass keiner von uns etwas sagen würde, was er nicht wollte, oder die Neugierde so mancher Frau entwickelte.

Nach einigen Besuchen fiel mir ein Detail auf. Ob-

wohl er oben in einem Etagenhaus wohnte, hatte er einen Kamin mit Funkenschirm und Hartholzsim, leicht geschwärzt vom Feuer. Rechts darüber hatte der Ruß die Umrisse eines Gegenstands an die Wand gezeichnet, der dort eine Zeitlang gehangen haben musste. Zweimal trat ich, während Waldemar Eiswürfel aus der Küche holte, näher heran, verwundert über die scharfen Umrisse an der leeren Wand. Unter einer feinen Linie schienen sich Voluten zu sammeln, seitlich einer Achse, die zur Basis hin breiter wurde und dann abbrach.

Beim ersten Mal bemerkte Waldemar meine Neugier und stellte die Eiswürfel auf das Tischchen zwischen den Sesseln. Ich lobte den Kamin, der damals kalt war, weil es auf den Sommer zuing, er legte eine Ben-Webster-Platte auf, schenkte uns ein und zeigte mir das Cover. »Diese subtile Musik kommt von einem Kerl mit dem Bierbauch eines Lastwagenfahrers«, sagte er. »Er könnte ebenso gut Straßenkehrer sein oder Portier in einem Haus, einer Behörde.« Er präsentierte mir mehrere CD-Covers mit dem »Buchhalter« Evans, mit Billie Holiday, »einem Dienstmädchen im Sonntagskleid«, und diesem »Koloss, der gut und gern Wache vor einem Postamt stehen könnte, genannt Charlie Parker«.

Er hatte sich eingehend damit beschäftigt, sah eine ganz bestimmte Haltung darin, die bereits verrate, dass sie zwei, drei Themen zugleich spielen konnten, denn sie wüssten um den Unterschied zwischen

dem, was man von einem Menschen erwartet, und dem, was er in sich trägt. »Heute haben wir das wieder vergessen, denn die Rockmusik wurde als Spektakel konzipiert. Aber diese Leute beteten noch ...«, schloss er mit einem Lächeln, das ich schon bei manch einer gescheiterten Existenz gesehen hatte: bei einem Betrunkenen, der gerade einen Uppercut aus seinem Boxerleben beschrieb, bei einer Sekretärin, die lange Gedichte von Darío rezitierte, und bei einem Zauberer, der Kinder hasste. Alle strahlten ein paar Minuten lang und erloschen wieder, und hätte Hansen nicht Wert auf meine Zustimmung gelegt, ich hätte geglaubt, er wollte sich produzieren.

Bei meiner zweiten Inspektion kehrte ich vorsorglich zu den Sesseln zurück, bevor er wieder aus der Küche kam. Er erzählte wenig aus seinem Leben, und ich war nur an einem guten Gespräch interessiert, denn selten findet man jemanden, mit dem man eines führen kann, und so hatten wir uns nach ein paar Stunden zwischen Pizzaresten, Zigarettenasche und den Gläsern mit Eiswürfeln meist ordentlich in Schwung geredet, in die Sessel geflüzt wie zwei junge Kerle. Einen Freund erkennt man an vertraulichen, einfachen Gesten, mag er uns auch bloß ein Glas einschenken, doch eines Tages gesteht er seine Trauer um einen verstorbenen Bruder, und wir sind erstaunt, worüber er bisher hatte schweigen können. Chesterton sagt, die Tragödie des Menschen liege in seiner Einheit. Nur der Wurm könne zerteilt werden

und weiterleben, der Mensch jedoch sehe die Folgen vieler seiner Taten, er könne nicht von seiner Vergangenheit abgetrennt werden, er müsse ernten, was er gesät habe. Das ist ein geistreicher und erschreckender Gedanke. Ich schleppe Erinnerungen mit mir, die zu anderen Leben zu gehören scheinen, und wöge jedes von ihnen nur hundert Gramm, wäre die Krone leichter, die die Könige tragen mussten. Auch meine Freunde wissen im Grunde nicht, was sie mit ihnen anfangen sollen. Da diese Leben für die anderen nicht existieren, zweifelt man selbst an ihnen, bis man eines Tages einen Teller abspült, die Vergangenheit einem auf die Schulter tippt und fragt, wie man bloß hierhergekommen ist.

Waldemar wohnte beim Physiotherapeuten um die Ecke, der donnerstags meine Armsehne behandelte, und nach den Sitzungen ging ich bei ihm vorbei. Der Schmerz verschwand, doch mir blieb die Gewohnheit, ihn zu besuchen. Er sah dann gewöhnlich die Nachrichten, und wenn es etwas Interessantes gab, schalteten wir erst später aus, er holte Eiswürfel, und ich warf den Plattenspieler an. Waldemar meinte, bei uns müsse noch der letzte Motorradunfall zur Nachricht werden, sonst gäbe unsere Wirklichkeit ein beleidigend dürftiges Bild ab. Ich dagegen glaube, dass der Mangel an Nachrichten unserem Land tote Zeit im Überfluss beschert hat, die verantwortlich ist für seine verborgenen Skurrilitäten. Nichts, was gleich ins Auge fiel, bis uns ein Vagabund erzählt, Steven-

son sei schuld daran, dass er zum Schmuggler wurde, und der Friseur frühzeitig schließt, weil er zu einem Halma-Turnier geht. Um derlei drehten sich unsere Gespräche, und der Alkohol sorgte für noch sonderbarere Themen. Waldemar liebte Buster Keatons Mangel an Sentimentalität, die ihn an Chaplin störte. Er zog Bachs Suiten den Kantaten vor und war fasziniert von Grosz' Zeichnungen, nur nicht von denen aus der New Yorker Zeit. Ich begriff schnell, dass er Gefallen an diesem Spiel gefunden hatte, Intimes unter der Hand zu sagen, indem er so tat, als wären alle Kunstwerke an ihn persönlich gerichtet. Wenn ihm das treffende Wort nicht in den Sinn kam, wurde er rot und wechselte das Thema, um nicht stümperhaft über etwas zu sprechen, was ihm wichtig war. Mit der Zeit ahnte ich, dass seine Angst vor Ungenauigkeit mit der Bemühung gewachsen war, sie zu verbannen, so dass sie ihn ständig belauerte, wie einen Musiker die Geräusche ringsum belagern und einen Prediger die Sünden. Mit ihm zusammenzuleben, dürfte für keine Frau einfach gewesen sein.

Sein Großvater, erzählte er einmal, sei mit der Eisenbahn Richtung Norden davongefahren, seine Spur habe sich in Brasilien verloren. Er ließ Frau und zwei Kinder in Montevideo sitzen, hatte eine Affäre mit einer Arztfrau in Paso de los Toros, verschwand dann nach Rivera, einer Viehzüchtertochter aus Curitiba hinterher. Bei Hansens Vater wurde dieses Vorbild fast Routine, durch ein Offiziersleben von

Hafen zu Hafen, und manchmal glaubte Waldemar, dass er selbst Notar geworden war, damit es »in dieser Disziplin« nicht weiter bergab ging. Er bereute es nicht, hätte nur gern die Unbeschwertheit der Engel gehabt, die sich niemals selbst ernst nehmen. Das war unser erster Abstecher auf schlüpfriges Terrain, und ich weiß noch, dass wir die dunkleren Seiten der Geschichte mit Ironie bemäntelten.

Hansen hatte eine großartige Einstellung zu meiner Raucherei, der ich nach drei Jahren Enthaltbarkeit wieder verfallen war. Er sagte, die Schwächen eines Menschen gehörten zu seiner Lebenslust, nur nicht für die Ärzte, die die Krankheit bloß als Scheitern ihrer Instrumente begriffen. Meine Schwäche hatte mir ein Lungenemphysem beschert, aber ich hatte die Pastillen und Bonbons satt. Ihm ging es gesundheitlich gut, nie hatte ich ihn über etwas anderes als trockene Augen klagen hören, derentwegen er ständig zu Tropfen greifen musste.

Keine Freundschaft, die ich bisher erlebt hatte, konnte sich, scheint mir, so zuverlässig auf die Überzeugung stützen, dass die Welt an der Oberfläche glänzt und darunter nur gewöhnlich ist. Wir sprachen selten über unser Leben, wussten praktisch nichts voneinander, aber oft reichte ein Blick, und wir verstanden uns. Ich wusste zwar nicht, wer er war, dafür jedoch, dass er mir aufrichtig zuhören, nicht über sein Los jammern und auch mich nicht dazu ermuntern würde. Manchmal spielten wir Schach, manchmal er-

zählten wir uns Anekdoten von früher, bedächtig wie Männer, die allmählich alt werden.

Einige Monate lang fand ich mich pünktlich zu unseren Treffen ein, dann setzte ich zwei Wochen aus, wonach Hansen mich anrief und mir vorwarf, wie schnell ich vergessen hätte, ihn zu langweilen. Ich versprach, ihn am nächsten Donnerstag zu besuchen, und traf ihn unruhig an. Schon vor meinem Kommen hatte er zu trinken begonnen, und ich war überrascht, als er sich über die Maler beschwerte, die ihm die Fußleisten der Kaminwand ruiniert hatten, die nun gleichmäßig pastellfarben war. Er sprang von einem Thema zum anderen, als füllte er die Pausen mit dem, was ihm gerade in den Sinn kam. Ich hatte den Eindruck, dass er einen Anruf erwartete, einen Besuch vielleicht, und dass meine Gegenwart ihm half, die Nervosität zu dämpfen, doch das Telefon blieb stumm, ebenso die Sprechanlage, und als ich langsam gehen wollte, erzählte er mir, nur um mich aufzuhalten, wie mir schien, er habe vor zwei Jahren seine Tochter in Rom besucht und sei im Sommer nach Venedig gefahren, dort habe ihm eine Grippe übel mitgespielt. Schon am zweiten Tag in seinem Hotel im Rialtovierteil fesselte ihn das Fieber ans Bett, und auch am nächsten Morgen war die Temperatur nicht gesunken, weshalb er alle Kräfte zusammennahm und sich in praller Sonne in die lange Schlange vor dem Dom reihte. San Marco, sagte er, quoll über vor Touristen, und auch die Plätze und Straßen, die

Restaurants und Hotels strebten fröhlich einem Versinken entgegen, das ihre Kameras unweigerlich ablichten würden. Nach zwei Stunden wollte er schon die Schlange verlassen und ins Hotel zurückkehren, aber es fehlten nur noch wenige Meter, und so harrte er hinter dem spanischen Pärchen aus, das so aufmerksam war, sich Sorgen zu machen und ihn zu fragen, ob es ihm gut gehe. Kaum war er drinnen, schüttelte es ihn im kühlen Kirchendunkel, er musste nur das Gold der Mosaiken an Bögen und Kuppeln sehen und verlor das Gefühl für das Maß der Dinge. Raunende Stimmen schienen sich von den fünf Kuppeln über die Kinder zu ergießen, die an ihren Müttern zerrten, über all die Männer und Frauen, die sich dem langsamen Schritt derer fügten, die schon gesehen oder noch nicht gesehen hatten, wie sich da der Wille manifestierte, Gott über die Jahrhunderte hinweg zu preisen. Schleunigst sei er zu den Toiletten gegangen, nur um den Vorwurf aus seinem Kopf zu verbannen, dass er niemals etwas Schönes zustande gebracht hatte, so bescheiden und gering es auch sein mochte, das zu einem vergleichbaren Werk beigetragen hätte. Da konnten Geschäftswelt und Gericht nicht mithalten, weder die staatliche Versicherungsgesellschaft noch die Industriebank, kein einziges der Unternehmen, der Verbände und Ministerien, deren Papiere durch seine Hände gegangen waren. »Natürlich war das ein dummer Gedanke. Aber wie in Wellen schien das Lärmen der Bauarbeiten über mich

hereinzubrechen, die Rufe auf den Gerüsten, all die Stimmen der Generationen von Handwerkern.«

Er konnte erst aufatmen, als er wieder draußen auf dem Platz stand und sich unter der Mittagssonne an die Stirn fasste, ausgestoßen von der Pracht, doch insgeheim dankbar. Das Erlebnis wiederholte sich im Dogenpalast vor den Tintoretts und Tizians, und als er am Nachmittag eine Ausstellung über Lucian Freud und andere Pavillons der Biennale besuchte, hätte er beinahe die Besinnung verloren.

»Ich erspare dir die Einzelheiten«, sagte er, »zwei Tage lag ich im Fieberwahn und wagte nicht, das Hotel zu verlassen.« In Waldemars Kopf verschwammen zwei ganze Tage und Nächte lang Freuds morbide Körper mit dem blitzenden Gold, den Himmelsscharen und dem Video eines Apfels im verdunkelten Teil eines Pavillons, in den in Endlosschleife eine Gabel stach. All das tanzte ihm so eigenmächtig vor den Augen, dass er von einem wirren Gedanken zum nächsten taumelte. Er glaubte nicht an Gott. Hatte es nicht einmal in der Kindheit getan, als seine Mutter ihn partout hatte katholisch erziehen wollen, aber nun peinigte ihn die Frömmigkeit bis zur Besinnungslosigkeit, und ob schlafend oder wachend, die Menge war nicht zu vertreiben, die an seinem Bett vorbeidefilerte und seinen schweißnassen Bauch besichtigte, die Knie, die schlaffen Hoden, ungerührt von der Angst, die es ihm bereitete, weiter hinten Tizians heiligen Christophorus mit dem

Jesuskind auf der Schulter und im einzigen Fenster des Zimmers den Apfel schweben zu sehen, in den die Gabel stach. »Ich erzähle dir das als Grenzerfahrung. Dieses Gefühl von Zerbrechlichkeit und Scham begleitete mich bis nach Rom, wo ich unter Evas Pflege meine Grippe auskurierte, ja es begleitet mich noch heute.«

Waldemar schlug die Augen nieder und versank im Sessel. Als fürchtete er, eine rote Linie überschritten zu haben, und ich wollte ihm nicht widersprechen. Stattdessen sagte ich, bei meinem Besuch der Biennale hätte ich einen riesigen Ventilator am Ende eines roten Gangs gesehen, der Name des Werks – den des Künstlers hätte ich wohl zu Recht vergessen – habe gelautet: Der Windtunnel.

»Genau ...«, sagte er. »Zuerst empfand ich es als Beleidigung, als Angriff auf meine Intelligenz, dann zog ich mich ins Halbdunkel zurück, und während sich die Gabelzinken in den Apfel bohrten, stellte ich mir diese Art Zeitvertreib als eine hybride Form des Sakralen vor.«

Das war das zweite oder dritte Mal, dass er auf Gott anspielte, und ich machte ihn darauf aufmerksam. Er zog eine Braue hoch und blickte auf die Baumkrone über dem Balkon, die einer Windböe trotzte. »Gebet und Lobpreis habe ich eben nur in der Kunst gefunden«, erwiderte er. Ich bat ihn, das näher zu erklären.

»Ein Schwarzer singt einen Blues, in dem er bittet,

Peggy möge zurückkehren. Jemand bildet die Sonne über den Feldern ab, ein anderer eine Pietà, oder er gibt seinem Schmerz auf der Bühne Ausdruck. Was sie auch sagen, immer ist es Gebet und Lobpreis in endlos sich wandelnden Formen.«

Etwas Ähnliches habe auch Steiner geäußert, bemerkte ich. »Steiner kenne ich nicht«, entgegnete er. »Ich rede von dem, was mir selbst widerfahren ist, als hätte mir jemand gesagt: Hereinspaziert, schauen Sie, lauschen Sie, lassen Sie nur ein paar Münzen am Eingang. Das Bitten und Preisen sind zwei grundlegende Bewegungen der Seele. Niemand will mehr über die Seele reden, denn die war angeblich ein Irrtum. Damit hat die Psychoanalyse Schluss gemacht, aber das war wohl der nächste Irrtum, für mich sind jedenfalls immer noch Nominativ und Vokativ das Fundament, alle weiteren Fälle sind nichts als Verfall.« »Eine Tragödie der Grammatik«, witzelte ich. »Das dachte ich auch«, sagte er. »Als die Namen nicht mehr für sich selbst sprachen, mussten die Wörter sich beugen, von einem Fall zum anderen. Aber ich begreife nicht mehr, was da geschieht. Vielleicht habe ich nach all den Beglaubigungen, bei denen keine Unterschrift fehlen darf, nur noch darauf geachtet, was ein Dokument verspricht und in welcher Form es eingelöst werden soll. Vielleicht hat das meinen Blick auf Romane geprägt oder auf einen Haufen krummer Eisenstangen in einem Galleriesaal, auf ein Modellflugzeug, das um einen Hundehaufen kreist,